

**HEYNE <**

## ZUM BUCH

Einmal mehr ist der unschlagbare Spürsinn der Meisterdetektivin Evadne Mount gefragt, die wir hier in ihrem dritten Fall brillieren sehen - doch selbst sie könnte diesen Fall nicht lösen, käme ihr nicht ein neuer und unerwarteter Partner zu Hilfe.

*Und dann gab's keinen mehr* ist ein hochintelligenter, anspielungsreicher Krimi, der bei aller Verspieltheit und der pikanten Würzmischung aus Zitaten und sprechenden Namen mit gänzlich unerwarteten Wendungen aufwartet und so ein atemberaubendes Lesevergnügen verschafft. Eine unvergleichliche Hommage an den klassischen englischen Kriminalroman!

»Gilbert-Adair-Leser können sich auf eine Teatime-Lektüre voller ironischer Seitenhiebe freuen, wie sie mörderischer nicht sein könnte.« *Süddeutsche Zeitung*

»Der Autor hat sein ganzes Können mobilisiert.«

*Neue Zürcher Zeitung*

## ZUM AUTOR

Gilbert Adair wurde 1944 in Edinburgh geboren, lebte von 1968 bis 1980 in Paris und seitdem in London. Er ist Schriftsteller, Drehbuchautor und Kolumnist und veröffentlichte u.a. die Romane *Blindband*, *Der Tod des Autors*, *Liebestod auf Long Island*, *Der Schlüssel zum Turm* und *Träumer. Mord auf ffolkes Manor* und *Ein stilvoller Mord in Elstree* waren seine ersten beiden Kriminalromane mit der unschlagbaren Hobbyermittlerin Evadne Mount.

## LIEFERBARE TITEL

*Mord auf ffolkes Manor*

*Ein stilvoller Mord in Elstree*

Gilbert Adair

**Und dann gab's  
keinen mehr**

Ein Fall für Evadne Mount  
Eine Art Kriminalroman

Aus dem Englischen  
von Jochen Schimmang

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe AND TNE THERE WAS NO ONE  
erschien 2009 bei Faber and Faber Ltd., London

Der Übersetzer dankt der Stiftung Kunst und Kultur des Landes Nordrhein-Westfalen für die finanzielle Unterstützung seiner Arbeit und dem Europäischen Übersetzerkollegium in Straelen für einmonatige Gastfreundschaft und die Bereitstellung erstklassiger Arbeitsbedingungen.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier  
*Holmen Book Cream* liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige Taschenbuchausgabe 07/2010  
Copyright © 2008 by Gilbert Adair  
Copyright © 2008 der deutschen Ausgabe by  
Verlag C.H. Beck oHG, München  
Copyright © 2010 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2010  
Umschlagfoto, Bild Vorsatz: © Leander Eisenmann  
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN: 978-3-453-43466-0

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

«Meine einzige Schläfermütze! Ins Irrenhaus hättest du die andere Runde nehmen müssen.»

«Wenn ich's falsch gemacht habe: bombastische Entschuldigung. Aber wenn das hier nicht das Irrenhaus ist, was machst du dann hier, geschätzter Freund?»

Frank Richards, *Billy Bunter's Double*

«Als ich splitternackt und von opalenen Strahlen gestreift in einen weiteren, viel tieferen Spiegel spähte, sah ich die ganze Flucht meiner russischen Bücher und war zufrieden, ja entzückt über das, was ich erblickte: *Tamara*, mein erster Roman (1925): ein Mädchen bei Sonnenaufgang im zarten Dunst eines Obstgartens. Ein betrogener Großmeister in *Bauer schlägt Dame*. *Plenilunium*, ein Mondbeben in Versen. *Camera lucida*, das spöttische Auge des Spähers zwischen lammfrommen Blinden. *Die tote Angströhre* einer Enthauptung in einem Land totaler Rechtlosigkeit. Und dann das Beste aus der Serie: Junger Dichter schreibt über eine gewagte Gabe.»

Vladimir Nabokov, *Sieh doch die Harlekin!*





## Vorbemerkung

Angesichts der ewig umstrittenen Frage «Fußnoten oder Anmerkungen» habe ich mich für die ersteren entschieden. Wenn man Fußnoten mit den Untertiteln in einem Film in Originalsprache vergleichen kann, würde der Rückgriff auf Anmerkungen etwa so sein, als würde man den Zuschauer dazu zwingen, in kurzen Abständen immer wieder das Kino zu verlassen, um in einem Wörterbuch nachzuschlagen. Keins von beidem ist wirklich zufriedenstellend, aber ich weiß sehr wohl, was ich als Leser vorziehe. G. A.



## Prolog

Gustav Slavorigin (geboren am 4. Juli 1955, gestorben am 11. September 2011) wurde am dritten Tag des Sherlock-Holmes-Festivals in dem kleinen schweizerischen Städtchen Meiringen ermordet. Das ist das, was die Öffentlichkeit weiß. Es wird für meine Leser wohl auch keine Neuigkeit darstellen, daß seine Leiche von den Organisatoren des Festivals im Meiringer Sherlock-Holmes-Museum gefunden wurde, nachdem sein Nichterscheinen auf einem Empfang zu seinen Ehren sie alarmiert hatte. Wie ebenfalls allgemein bekannt ist, steckte ein Pfeil in seinem Herzen.

Schon bevor die besonderen Umstände seines Todes seinen Namen mit einer neuen, morbiden Aura umgaben, war er bereits der Gegenstand wilder Mutmaßungen seitens der Medien in Großbritannien und der ganzen Welt gewesen, und wenn es Leser gibt, die die sensationellen, aber nicht mehr ganz frischen Details der «Slavorigin-Affäre» auf keinen Fall noch einmal nachlesen möchten, rate ich ihnen, diesen Prolog zu überspringen und gleich auf Seite 31 vorzublättern, wo das erste Kapitel auf sie wartet. Ich bin mir der Gefahr der Redundanz sehr wohl bewußt. Zugleich habe ich aber das Gefühl, daß es für die richtige Darstellung der Zusammenhänge unerläßlich sein wird, nicht nur die persönliche Geschichte, sondern auch die öffentliche Vorgeschichte jener Ereignisse zu erzählen, die im Berner Oberland ihren schrecklichen

Schlußpunkt gefunden haben; selbst auf die Gefahr hin, einige Leser zu langweilen. So kurz diese Tour d'Horizon auch sein wird, möchte ich doch im voraus schon, wie Pascal in einem seiner Briefe, um Verzeihung dafür bitten, daß ich mir nicht die Zeit genommen habe, mich kürzer zu fassen.

Slavorigin wurde in Sofia geboren, der Hauptstadt des kommunistischen Bulgarien. Obwohl er jedem, der ihn kennenlernte, als so durch und durch englisch erschien wie der Prince of Wales, besagte ein nicht sehr gelungener Scherz, der ihn gleichwohl sein ganzes Leben lang verfolgte, daß er in Wahrheit «slav origin», also slawischer Abstammung, sei, hoho!<sup>1</sup> Sein Vater, ein Bankier, verfügte jedoch über die hinreichenden Mittel und, noch wichtiger, über die hinreichenden Beziehungen, um dieses unglückliche Land jederzeit verlassen zu können, falls er es wünschte. Deshalb wurde Gustav im Alter von vier Jahren Londoner und blieb es, abgesehen von seinen Studentenjahren, bis zu seinem Tod. Das Jahr zwischen Schule und Universität verbrachte er übrigens als rundum verwöhnter Gast von Freunden der Familie in Amagansett, Long Island, und lebte dort «ganz einfach», wie ich ihn zum brüllenden Gelächter seiner linken Freunde aus der Oberschicht witzeln hörte, die damals seinen Umgang ausmachten.

Noch als Student an der Universität Edinburgh, wo wir Kommilitonen waren, schrieb er seinen ersten Roman, *Dark Jade*, die halbautobiographische Schilderung einer homosexuellen Beziehung, durch die er sich sofort einen Namen

---

1 Das «g» in seinem Familiennamen, obwohl im Bulgarischen hart, wurde schließlich durch den Gebrauch im Englischen zu einem Palatallaut.

machte und die ihn auf die Liste der zwanzig besten Romanciers bei *Granta*<sup>1</sup> brachte.<sup>2</sup> Drei Jahre darauf folgte das, was ich selbst und die meisten Leser immer als sein bestes Prosawerk angesehen haben, *The Lady from Knokke-le-Zoute*, ein Roman über eine geschiedene Belgierin Ende Dreißig, die allein eine Urlaubsreise antritt und auf dem Vorplatz des Bahnhofs von Nizza überfallen und um ihren Paß, ihre Reiseschecks, ihre Kreditkarten und ihren Koffer erleichtert wird und danach jäh in die Armut und dann in die Prostitution abgelenkt. Hätte ein anderer Autor sich dieses Stoffes angenommen, ein kurzatmiger Romandichter, dessen Brillanz darauf beruht, daß er sich immer seiner Grenzen bewußt ist, etwa ein Zweig oder ein Bunin, wäre nicht mehr dabei herausgekommen als ein hochwertiges Kleinod in Gestalt einer Kurzgeschichte. Was Slavorigin aus dieser schmalen und zugleich vielversprechenden Fabel machte, war ein personenreiches Gemälde, das sich über dreihundert konzentrierte Seiten erstreckt, eine «vernichtende Anklageschrift», wie es mehr als nur ein denkfauler Kritiker zu nennen beliebte, gegen den moralischen Bankrott des globalisierten Kapitalismus. Damit gewann er in jenem Jahr den Booker Prize, und es hätte einen Skandal gegeben, hätte er ihn nicht bekommen.

Danach erschienen vier weitere Romane.<sup>3</sup> (Er war kein Viel-

---

1 *Granta* ist eine 1889 ursprünglich von Studenten der Cambridge University gegründete britische Literaturzeitschrift, die zwar mehrfach die Besitzer gewechselt hat, jedoch noch heute erscheint. Die Liste der zwanzig besten Romanciers wird im Zehnjahresrhythmus veröffentlicht. (J. S.)

2 Der Roman war dem (schwulen) schottischen Dichter Edwin Morgan gewidmet, «meinem geistigen Mentor».

3 Außerdem, veröffentlicht von *Granta*, ein unergiebiges und extrem selektives autobiographisches Fragment, *A Biography of Myself* – be-

schreiber, und als Erbe eines der größten Vermögen Osteuropas mußte er es auch nicht sein.) Der erste hieß *A Sensitive Dependence on Initial Causes* und erzählt von einem jungen Irren, der nie eine Miene verzieht und im ersten Absatz des Buches auf die Rückseite einer unbezahlten Telefonrechnung die Worte «Nichtsein. Das ist die Antwort» kritzelt, während er im letzten Absatz eine Riesenpackung Barbiturate schluckt, eine Tablette nach der anderen. Das Buch enttäuschte wegen seiner völligen Humorlosigkeit und seines Flirts mit der damaligen Mode des magischen Realismus beinahe jeden, von den bedingungslosen Bewunderern einmal abgesehen: Man fing an, seinen Stil «schwülstig» zu nennen. Der zweite, *The Boy With Highlights in His Hair*, ein bemerkenswert fader und formloser Entwicklungsroman und eigentlich mehr eine Novelle als ein Roman, wurde fast gar nicht wahrgenommen (obwohl es das einzige seiner Bücher ist, das verfilmt wurde – ein totaler Flop, wie ich hinzufügen möchte). Aber mit dem dritten gewann er auf spektakuläre Weise die Gunst der Kritik zurück, auch wenn es sich in Großbritannien und in den Vereinigten Staaten weniger gut verkaufte, als er das gewohnt war. *Wayfarer*, ein Sechshundertseitenroman, der einen verwirrend vielfältigen Parforceritt durch die Geschichte seines Geburtslandes unternimmt, geht den individuellen, teilweise ineinander verwobenen Schicksalen von achtunddreißig Schulkindern nach, die auf einem Klassenfoto aus den 1920ern zu sehen sind, das der Protagonist genau ein halbes Jahrhundert danach ausgräbt, als er in seinen Papieren nach

---

zeichnenderweise in der dritten Person geschrieben –, und ein Theaterstück, das sich als Rohrkrepierer erwies, *Enter Godot*, 1993 auf dem Festival von Edinburgh aufgeführt und dann nie wieder.

seiner Geburtsurkunde sucht, um die Behörden, mit denen er aus nie genannten Gründen in Konflikt geraten ist, davon zu überzeugen, daß er hundertprozentig bulgarischer Herkunft ist. Obwohl ich sagen muß, daß ich selbst zwei vergebliche Versuche unternommen habe, den Roman zu Ende zu lesen, steht seine formale und stilistische Meisterschaft außer Zweifel, und Slavorigin wurde erneut für den Booker Prize nominiert (den dann an seiner Stelle ein heute längst vergessener karibischer Autor bekam).

Darauf folgte ein dreijähriges Schweigen. Allerdings war es ein sehr relatives Schweigen, weil kaum ein Tag verging, an dem er nicht in den Zeitungen zu finden war: auf Partys in Annabel's Club<sup>1</sup>, als Urlauber in Elton Johns Villa an der Riviera mit seinem neuesten Freund im Schlepptau (es gereicht ihm sehr zur Ehre, daß er aus seiner Homosexualität nie ein Hehl gemacht hat: Den berühmten ersten Satz von *Dark Jade* bildeten die mutigen und noblen Worte «Ich habe seit jeher jeden Mann bedauert, der nicht schwul war»), und im *Guardian* feuerte er in regelmäßigen Abständen Breitseiten gegen die zunehmend repressiven Tendenzen der Regierung Blair ab. Und dann, gerade als seine Anhänger langsam vergaßen, daß er früher einmal mehr gewesen war als nur der Playboy-polemiker, erschien – aus heiterem Himmel, ganz recht! – das Buch, das sein Leben grundsätzlich verändern und seinem vorzeitigen und furchtbaren Ende entgegentreiben sollte, *Out of a Clear Blue Sky*.

Über dieses Buch ist so viel geschrieben worden, daß selbst der gewissenhafteste Leser der Ansicht sein mag, es wäre bes-

---

1 Laut *Daily Mail* «aristocrat's favourite nightclub» im Londoner Nobelviertel Mayfair. (J. S.)

ser, diese Station zu überspringen. Ich betone aber noch einmal, daß wir zum Verständnis dessen, was darauf folgte und was in diesen Aufzeichnungen noch folgen wird, bei allem Respekt vor Heraklit ein zweites Mal in denselben Fluß steigen müssen.

Die erste Überraschung (es gab einige!) bei *Out of a Clear Blue Sky* bestand darin, daß es kein Roman war, sondern eine lockere Sammlung von Essays, die weitläufig und voller Abschweifungen waren und sich an vielen Stellen wiederholten. Die zweite Überraschung, wenn man an den Titel dachte und im Rückblick auch an die unglückselige Umschlagillustration – das so oft wiedergegebene Foto von der zweiten entführten Maschine, United Airlines Flug No. 175, kurz vor ihrem Einschlag ins World Trade Center (wie ein von einem kleinen Tunichtgut gesteuertes Modellflugzeug) –, war die, daß nur ein Essay im ganzen Buch, der letzte, sich mit der Schreckensstat vom 11. September befaßte. Und die dritte, auf die uns seine bis dahin eher diffus linksorientierten Verlautbarungen nicht vorbereitet hatten, war die schiere Wucht seines Antiamerikanismus, der nicht nur das Amerika des George W. Bush betraf, sondern Amerika *tout court*. «Was früher eine Jahrtausendutopie von Großmut, Toleranz und Tatkraft darstellte», schrieb er, «Whitmans üppiger und vielgestaltiger «continent of glories», rauh und ungeschlacht, aphrodisisch und wild, geschmeidig und unwiderstehlich, ist heute ein verseuchter Rummelplatz bodenloser Allgemeinplätze geworden, auf dem sich Millionen netter, ganz normaler hirnloser Mißgeburten und Spinner tummeln.» Seltsamerweise bekannte er, daß er für eine einzige populäre amerikanische Erfindung eine ungebrochene Vorliebe habe, nämlich Coca-

Cola, von der er täglich drei bis vier Flaschen – *niemals* Dosen – trank.

Da selbst ich es etwas ermüdend fände, den Inhalt des Buches in seiner Gesamtheit zu rekapitulieren, werde ich mich hier darauf beschränken, dem Leser einige seiner polemischen Höhepunkte in Erinnerung zu rufen.

Der Eröffnungssay über Populärkultur trägt den skurrilen Titel *Say Goodnight, Gracie*, also das übliche Schlußwort der alten Burns-and-Allen-Show im Fernsehen.<sup>1</sup> Slavorigin war immer ein leidenschaftlicher Kinogänger gewesen und hatte in seinen journalistischen Arbeiten seiner Bewunderung für das Werk von Welles, Kazan, Kubrick und ähnlichen neobarocken Regisseuren Ausdruck verliehen.<sup>2</sup> Im Gegensatz dazu verprügelte er in *Say Goodnight, Gracie* den gesamten gegenwärtigen Mainstreamfilm aus Hollywood als «unheilbar

---

1 «Es wird zu oft vergessen», heißt es an einer anderen Stelle, «daß es immer die Hochkultur war, nicht die populäre, die den Ruhm der heutigen Vereinigten Staaten begründet hat.» Und lobend nennt er die Dichter Stevens, Eliot, Pound, Frost, Marianne Moore etc. und die Romanciers Hemingway, Faulkner, Salinger, Gaddis etc., nur mit Einschränkungen den «stark überschätzten» Fitzgerald.

2 Allerdings sah er sie als Ausnahmen an. Die Hollywoodfilme, die er wirklich liebte und die er akkurat einem drei Jahrzehnte währenden Goldenen Zeitalter von 1929 bis 1959 zuschrieb, waren beinahe ausnahmslos von europäischen Einwanderern, kulturellen wie politischen Flüchtlingen gemacht worden, behauptete er tendenziös: z. B. Lubitsch, Lang, Hitchcock, Siodmak, Curtiz, Ulmer, Preminger etc. Ich erinnere mich, wieviel Spaß es ihm machte, die anderen Kinofans unter den Studenten in Edinburgh mit der Feststellung zu ärgern, daß er (was in der Tat zutraf) sich niemals den *Paten* angesehen hatte, weder Teil I noch Teil II. «Die Mafia als Familie Borgia inszeniert, nein danke!» schnaubte er dann gewöhnlich. Oder: «Warum soll ich mir einen Film ansehen, in dem Marlon Brando völlig überdreht den dicken tumben Gangsterboß macht und seine Wangen mit Watte ausgestopft sind, damit er noch fetter aussieht?»

infantiles» Kino, dessen Produkte er mit fettigen Big Macs verglich – «und die sogenannten (independents) oder (indies) sind nichts anderes als Little Big Macs, die man mit ein paar welken Salatblättern angereichert hat». Nun gut, das ist eine sachliche Kritik, und vermutlich gibt es unter uns nicht wenige, die sie bis zu einem gewissen Grad teilen. Aber jetzt lesen Sie mal folgendes: «Wenn Sie je die Gelegenheit hatten, die deutschen Filme zu sehen, die während des Zweiten Weltkriegs von wirklich angesehenen Regisseuren gedreht wurden – etwa *Paracelsus* von G. W. Pabst, um nur ein Beispiel zu nennen –, dann wissen Sie, wie schwierig es ist, sie ganz streng nur nach ihren filmischen Qualitäten zu beurteilen, weniger wegen ihrer normalerweise nur sehr dezenten propagandistischen Elemente, sondern deshalb, weil wir zwangsläufig daran erinnert werden, daß diese Schauspieler, die man dort sieht, selbst Nazis waren oder wenigstens Mitläufer oder auch moralische Kretins, die um der Förderung ihrer Karriere willen bereit waren, mit dem Teufel zu kollaborieren. Genauso verhält es sich heute mit dem amerikanischen Kino. Wie kann man ein Urteil über einen neuen Film abgeben, wenn man von der Leinwand nur die Neonazigesichter von Hollywoods heutiger Darstellerriege widerwärtig ins Publikum schielen sieht, eine Mischpoke sondergleichen, von ihrem Amerikanischsein so gezeichnet wie das Gesicht eines Alkoholikers von seiner lebenslangen Schnapsschluckerei?» Oder folgende Stelle, ganz speziell über einen Kultregisseur, den ich nicht beim Namen zu nennen wage, weil selbst Slavorigin, hätte er nicht danach mit viel bedrängenderen Problemen zu kämpfen gehabt, ohne Zweifel eine Beleidigungsklage an den Hals bekommen hätte: «X ist ein Arschloch, und seine



Filme ähneln dem, was aus einem Arschloch herauskommt. Sie hinterlassen Bremspuren auf der Leinwand.»

Der nächste Essay, *The Statistics of American Stupidity*, ist noch schockierender. Darin liefert Slavorigin seinen Lesern einen ebenso kindischen wie bestechenden Beweis, daß die statistische Mehrheit der Amerikaner tatsächlich so dumm sein muß, wie es zahllose Nichtamerikaner schon immer vermutet haben.

«Zuerst sollten wir bedenken», argumentiert er, «daß George Bush im Jahre 2004 seine zweite Präsidentschaftswahl (gegen Senator John Kerry) mit 50,7 % gegen 48,3 % aller abgegebenen Stimmen gewann. Wir wollen es vereinfachen, indem wir die Prozentsätze auf 50:50 abrunden. Daraus folgt, wenn wir zugleich bedenken, daß nur 60 % der Wahlberechtigten ihre Stimme abgegeben haben, daß 30 % der erwachsenen Bevölkerung des Landes für Bush gestimmt haben. Wir können uns dann sicher darauf einigen, daß es ein Kennzeichen von Dummheit ist, eine weitere Amtszeit George Bushs trotz seiner katastrophalen ersten zu befürworten, und können demnach, ohne Widerspruch fürchten zu müssen, feststellen, daß 30 % aller Amerikaner dumm sind. Nun wollen wir uns denjenigen 40 % der Bevölkerung zuwenden, die 2004 gar nicht erst gewählt haben, und nehmen zu ihren Gunsten an, daß sie ebenfalls zur Hälfte für oder gegen Bush waren. Dann liegt es aber auch auf der Hand, daß die 20 % der Wähler, die für ihn gestimmt *hätten*, genauso dumm sind – und ebenfalls die anderen 20 %, die trotz des überwältigend deutlichen Desasters der ersten Amtszeit zu faul oder zu dämlich waren, dazu beizutragen, daß der größte Idiot des globalen Dorfes aus dem Amt gejagt wird. 30 % plus 20 % plus 20 %

macht 70 %. Es gibt mehr dumme als intelligente Amerikaner. QED.» (Ist der Prozentsatz bei uns Briten eigentlich geringer? Ich bezweifle das ernsthaft.)

Im dritten Essay, *Buddy, Can You Spare a Paradigm?*<sup>1</sup>, entwickelte er das Thema der amerikanischen Dummheit weiter, parallel zu «ihrem physisch vergegenständlichten Symptom und Symbol, der anschwellenden amerikanischen Fettsucht», indem er sie mit dem «schleichenden Weg des Landes zurück ins Mittelalter» hinsichtlich Religion und Patriotismus verband, zwei Begriffe, die für die fundamentalistische und isolationistische Mentalität des Landes «praktisch Synonyme» geworden seien. Lassen Sie mich aufs Geratewohl zitieren: «Würde Rip van Winkle heute nach einem Jahrhundertschlaf oder auch nur nach einem Jahrzehnt erwachen, wäre er verwundert darüber, daß die Vereinigten Staaten inzwischen einen intellektuellen Rückschritt gemacht haben, der umgekehrt proportional zu ihrem technologischen Fortschritt ist.» Oder: «Für die Amerikaner ist das Sternenbanner nicht bloß eine nationale Flagge, sondern das Heilige Kreuz selbst.» Oder: «Für die Regierung Bush ist die Genfer Konvention tatsächlich nichts anderes als eine Reihe von Konventionen.» Oder: «Gewiß, sie (die Amerikaner) sind warmherzig, freundlich, höflich, gastfreundlich und tierlieb, was bei den meisten von ihnen leider nichts daran ändert, daß sie gleichzeitig strohdumm sind.»

Da die folgenden sechs Essays in derselben Manier auf brei-

---

1 «Brother, can you spare a dime?» war ein bekannter Song aus der amerikanischen Depressionszeit in den 30er Jahren. Wie es Evadne Mount später in diesem Roman sagen wird: Gilbert kann keine Anspielung und kein Wortspiel auslassen. (J. S.)

ter Front angreifen, wird es der Leser zu schätzen wissen, wenn ich ohne ausführlicheren Kommentar über sie hinweggehe. Ich will jedoch wenigstens die Hauptpunkte nennen: Slavorigin übte systematisch Kritik an dem verderblichen Despotismus der amerikanischen Außenpolitik; an der ständigen Mißachtung der Gesetze seitens des politisch-militärischen Establishments, besonders an der beliebten Technik des ‹Waterboarding› bei politischen Gefangenen sowie an dem Versuch der CIA, belastende Videoaufzeichnungen zu vernichten; an der Mißachtung zahlloser internationaler Verträge; an der unausrottbaren moralischen Fäulnis der republikanischen Mehrheit in Senat und Repräsentantenhaus wie an dem gleichfalls unausrottbaren Kleinmut der demokratischen Opposition; an dem Scheingericht von Guantánamo Bay und an den obszönen Initiationsritualen in Abu Ghraib; an der ausgedehnten Praxis der Telefon- und E-Mail-Überwachung; an der neoterroristischen Methodik der Unterhaltungsindustrie («im Amerika des einundzwanzigsten Jahrhunderts», schrieb er in einer der gewagteren Passagen des Buches, «hat das Amüsement annähernd dieselbe Funktion wie der Terror in Nazideutschland», bevor er weiter ausführte, daß Disneyland «das Bergen-Belsen der Vergnügungsindustrie» sei); am Chauvinismus der intellektuellen Elite des Landes, der sich in vielen Buch-, Dramen- und Filmtiteln widerspiegeln, denen das Attribut «amerikanisch» gleichsam als zauberkräftiges Amulett beigegeben sei (*American Gigolo*, *American Psycho*, Harold Blooms «Klassiker» *Emerson and the Making of the American Mind* – «Wen zum Teufel interessiert das? Meinetwegen erklären Sie uns gern Emerson, Bloom, aber ersparen Sie uns Ihr aufgeblasenes Geschwätz über den amerikani-

schen Geist, was immer das sein soll»); an der Religion des Geschäfts und am Geschäft mit der Religion («Wie P.T. Barnum heute sagen würde, die Dummen sterben immer noch nicht aus»); an der Allgegenwart von Rechtsanwälten und Rechtsverdrehern und an vielem anderen.

Damit soll es genug sein, und wir wollen uns dem Herzstück des Buches zuwenden, dem letzten der neun Essays, der dem Buch seinen Titel gab, *Out of a Clear Blue Sky*.

Übrigens scheint es so, daß Slavorigins ursprüngliche Präferenzen – für den Essay, nicht für das ganze Buch – einmal «Come, Friendly Planes» war, eine niederträchtige Paraphrase auf John Betjemans ebenfalls etwas infame Zeile «Come, friendly bombs, and fall on Slough» und «Kleines Massaker in New York – nur wenige Tote», eine Imitation des unvergeßlichen Siegerbeitrags bei einem Wettbewerb des *New Statesman* um die denkbar langweiligste Schlagzeile.<sup>1</sup> Selbstverständlich legten seine Verleger gegen beide Vorschläge ihr Veto ein, weil sie zu ungeheuerlich waren, obwohl dann doch irgendwer geschlafen haben muß, weil beide Formulierungen im Text wieder auftauchen. Aber wie er an anderer Stelle schrieb: «Wir sollten angesichts des individuellen Terrors nicht zu sehr in Frömmigkeit erstarren, denn individueller Terror ist die oberste Konstante in der Geschichte der Menschheit.»

Die These des Essays ist, in aller Kürze (und «Kürze» ist hier das treffende Wort, handelt es sich doch um den bei weitem kürzesten Essay des ganzen Bandes, knappe acht Seiten): Ungeachtet des eschatologischen Glanzes («Oh, jene Bilder, wie wir sie verschlungen, wie wir in ihnen geschwelgt haben!»),

---

1 Der thematische Anlaß damals war ein kleines Erdbeben in Chile gewesen.

ungeachtet des unbezweifelbaren und, wie Slavorigin einräumt, verständlichen Schocks für das Selbstverständnis des Landes, eines Schocks, den er nicht mit Pearl Harbor verglich, wie es in diesem Zusammenhang oft geschah, sondern mit dem Untergang der *Titanic* und der Auslöschung all der stinkvornehmen Selbstgefälligkeit der Edwardianer, die mit ihr zusammen versank, war der 11. September von einer erhöhten Perspektive aus – ich betone noch einmal, das ist Slavorigins Stimme – eine Greuelthat von eher untergeordneter Bedeutung, die mit weniger als dreitausend Opfern auftrumpfen (sein Wort) konnte und zwei Wolkenkratzer von geringer architektonischer Reputation zerstörte, während zahllose andere unbeschädigt blieben.

Darauf folgt ein erbärmliches, schlecht gearbeitetes Gedicht, welches das Ereignis selbst beschreiben sollte und aus dem zu zitieren ich mich weigere. Anschließend kamen einige wenige Worte des Gedenkens an die Opfer, eine Geste, die sofort durch einen Satz entwertet wird, von dem ich nie angenommen hätte, daß er in einem seriösen Verlag publiziert werden könnte (und für den ein Lektor geschäftet wurde, weil er ihn durchgehen ließ und weder verwässerte noch verwarf, zweifellos aus Angst, einen so empfindlichen und launischen Autor zu verärgern): «Aber schließlich *waren es nur Amerikaner.*»<sup>1</sup>

Und so endet Slavorigins Essay: «Daß solcher Abschaum wie Bush, Cheney, Rumsfeld, Rice und dieses farblose Bauernopfer Colin Powell ein nach humanitärem und globalem Maßstab mittleres Massaker nutzen – verglichen mit den Völ-

---

1 Hervorhebung von mir. Im Original liest sich diese Nebenbemerkung durch das Fehlen des Kursivdrucks um so empörender.

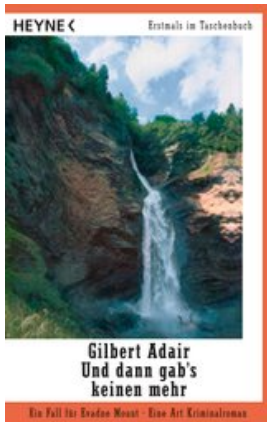
kermorden in Ruanda und Darfur, den ethnischen Säuberungen in Bosnien und Osttimor und den Hunderttausenden Toten im besetzten Irak selbst –, um mit der Rückendeckung praktisch der gesamten Bevölkerung der Vereinigten Staaten den Überfall auf einen säkularen Staat zu rechtfertigen, der auf keinen Fall etwas mit der Dschihad-Attacke auf das World Trade Center zu tun haben konnte – das war das wahre Verbrechen des 11. September.»

Es war, kurz gesagt, eine Polemik, die bewußt provozieren sollte. Die Argumentation selbst entbehrte in ihrem nie erlahmenden Hetzerton jedes analytischen Tiefgangs und jeder Differenziertheit. In den britischen Medien erregte Slavorigin, vermutlich zu seiner großen Enttäuschung, nicht das Aufsehen, das er sich so offensichtlich gewünscht hatte. Von der schwärmerischen Kritik eines eingefleischten Slavoriginianers abgesehen, erhielt das Buch in der nationalen Presse überwiegend durchwachsene und verhaltene Rezensionen, wobei grundlegende Kritik an dem ungezügelt bombastischen Stil geübt wurde. Es wurde dennoch aus dem Stand ein Bestseller, eine sehr seltene Auszeichnung für derart zusammengeschusterte und unausgegorene Gedankenspielerien, und den Titelessay *Out of a Clear Blue Sky* druckte noch einmal die *London Review of Books* ab.

Statt dessen brach der Sturm der Entrüstung schließlich auf der anderen Seite des Atlantiks los.

Slavorigins amerikanische Verleger hätten das Buch nicht einmal mit der Pinzette angefaßt. Allerdings war es bei Amazon erhältlich, und bald war es in Amerika so weit verbreitet, als wäre es dort verlegt worden. Angesichts des Rufs seines Autors dauerte es natürlich nicht lange, bis die ersten einer

ganzen Flut von Zeitungsartikeln an den Kiosken landeten. Am Anfang und in den ersten Wochen erschöpften sich diese Artikel meist darin, auf das Buch selbst und das diffuse Unbehagen hinzuweisen, welches sein Erscheinen in Großbritannien ausgelöst hatte. Dann kam ein Frontalangriff durch eine einflußreiche neokonservative Monatszeitschrift aus Washington, D. C., dem ein auffallend ähnlich klingender Artikel im *Wall Street Journal* folgte. Als der Lärm dann zunahm und Otto Normalverbraucher sich langsam der beleidigenden Blasphemie gegenüber dem Ereignis bewußt wurde, das mehr als jedes andere in der Geschichte ihres Landes seit Lincolns Ermordung ans Allerheiligste gerührt hatte, fingen selbst gemäßigte Provinzgazetten an, Leitartikel zu bringen über die Folgen für das Verhältnis zwischen den USA und dem, was Slavorigin verächtlich das United Kingdom of America nannte. Die Boulevardblätter fielen schonungslos über ihn her. Man denunzierte ihn absurderweise sogar als «Leugner» des Angriffs auf die Twin Towers. Sogar von diplomatischen Verwicklungen war die Rede. Der amerikanische Botschafter in London sandte eine Note an Downing Street und «protestierte gegen diesen nicht hinzunehmenden Angriff auf die größte Tragödie in der amerikanischen Geschichte durch einen Autor, dem von der Regierung des ältesten und engsten Verbündeten unseres Landes ein Orden verliehen wurde». (Diese Aussage führte nun allerdings etwas in die Irre. Slavorigin hatte den Order of the British Empire abgelehnt, mit dem man ihn hatte auszeichnen wollen.) Die Antwort der Regierung Ihrer Majestät lautete, daß sie zwar ebenfalls die Maßlosigkeit des betreffenden Buches bedauere, daß dessen Autor jedoch nicht die geringste Straftat begangen habe (au-



Gilbert Adair

## **Und dann gab's keinen mehr**

Ein Fall für Evadne Mount. Eine Art Kriminalroman.

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 272 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-453-43466-0

Heyne

Erscheinungstermin: Juni 2010

Der dritte und letzte Fall für die Hobbyermittlerin Evadne Mount

Mit einem Pfeil im Herzen wird die Leiche des Schriftstellers Gustav Slavorigin auf dem Gelände des Sherlock-Holmes-Festivals in Meiringen aufgefunden, einem kleinen Ort nahe den Reichenbachfällen, in denen schon der Urvater aller Detektive seinen vermeintlichen Tod fand. Da ein Texaner ein Kopfgeld von hundert Millionen Dollar auf Slavorigin ausgesetzt hatte, ist jeder der Anwesenden ein Verdächtiger.